

## Theologische Annäherung

Womit hat Jesus eigentlich am liebsten seine Freizeit verbracht – als Kind, als Jugendlicher und später als erwachsener Mann? Gab es unter den Aposteln auch welche, die z.B. an Heuschnupfen litten, an irgendwelchen Lebensmittelunverträglichkeiten oder häufigem Zahnweh? Wer kümmerte sich eigentlich um Jesu Wäsche, nachdem er von zu Hause ausgezogen war? Wie lange dauerte die Ehe von Maria und Josef und war sie glücklich, oder wurde da oft gestritten?

Von den großen Gestalten unserer Religion wissen wir erstaunlich wenig Details über ihr Leben und schon gar nichts Alltägliches. Wir kennen die wenigen markanten Momente ihres Lebens und Wirkens, wodurch sie für uns von Bedeutung wurden, aber praktisch nichts von ihren alltäglichen Sorgen und Wehwehchen, von ihren kleinen Macken, Vorlieben und Familien-Anekdoten – obwohl das alles doch eigentlich ihr Leben, ihre Persönlichkeit, ihre Menschlichkeit ausmacht. Stattdessen kommen sie uns oft wie übermenschliche Heroen daher: inszeniert, gestylt, idealisiert und geschönt im Laufe Jahrhunderte während der Legendenbildung und künstlerisch überhöhter Darstellung. Es stimmt freilich: Wären diese Menschen nur alltägliche Durchschnittsexemplare unserer Gattung gewesen, bräuchte man sie nicht länger zu erinnern; Bedeutung für uns haben sie gewonnen aufgrund besonderer Fähigkeiten, Begabungen, Leistungen und Entscheidungen – und damit prägten sie sich auch mit Fug und Recht ein in unser individuelles und kollektives Gedächtnis. – Aber genau diese selektive, auf das Wesentliche reduzierte Erinnerung hat – zumal für das Christentum – eine sehr problematische Seite: Die Menschwerdung Gottes ist doch *der* zentrale Glaubensinhalt unserer Religion. Und da erhebt sich nun die Frage: Untergräbt, ja konterkariert nicht gerade die sich auf das Ungewöhnliche, Besondere, Heroische und Ideale unserer religiösen Gründergestalten beschränkende Erinnerung genau diese Botschaft von der Menschwerdung Gottes? Gehört das Kleine, Alltägliche, Banale unseres Daseins denn nicht auch zum Menschsein, ja mehr vielleicht sogar als das Außergewöhnliche, das Besondere und Heldenhafte? Und entfaltet die Botschaft von der göttlichen Menschwerdung ihre ganze provozierende, irritierende, aber genau dadurch auch heilsame und besondere Kraft nicht gerade, indem sie diese Menschwerdung bis hinein ins Kleine, Alltägliche und Banale – eben ins allzu Menschliche – gehen lässt?

Dorothee Golz spricht mit ihren digitalen Gemälden genau solche Fragen an. Sie bedient sich berühmter Sujets der klassischen Kunstgeschichte und Ikonografie; aber sie hebt sie bewusst herunter von den hohen Sockeln unserer religiösen und künstlerischen Altäre und setzt sie ein in einen heutigen Betrachtern vertrauten – weil alltäglichen oder/und zeitgenössischen – Kontext. Das digitale Gemälde „Madonna als Mutter und Hausfrau“ nimmt seinen Ausgangspunkt bei einem als „Madonna mit dem Kind“ betitelten, um 1460 entstandenen Gemälde des flämischen Malers Rogier van der Weyden. Es zeigt vor einem goldfarbenen Hintergrund eine junge Mutter im für die christliche Ikonografie typisch marianischen Outfit: rotes Untergewand und dunkelblauer, goldgesäumter Überwurf, der auch noch ihren Hinterkopf leicht bedeckt. In ihrer Rechten hält die junge Frau ein dickes Buch, das den frommen Betrachter sofort an eine Bibel oder einen Psalter denken lässt; mit der Linken stützt sie zärtlich und doch fest ihr fast vollständig nacktes, auf einem Kissen stehendes Baby, das mit einem der Beschläge des Buches spielt. (Der Gloriele nach zu urteilen, handelt es sich dabei eindeutig um Jesus). Vielleicht vermochten die damals zeitgenössischen, also spätmittelalterlichen Betrachter das Motiv auch als Alltagsszene zu deuten; aber Kleidung, Goldgrund und das mit schwer und reich verziertem Brokat überzogene Kissen verweisen nicht unbedingt auf einen damaligen Durchschnittshaushalt.

Wie auch immer: In unserem digitalen Gemälde „Madonna als Mutter und Hausfrau“ haben wir tatsächlich eine häusliche Alltagsszene vor uns. Die junge Frau trägt häusliche Arbeitskleidung, an der nur die Haus-Schürze mit schleierartiger Kapuze etwas außergewöhnlich wirkt. (Aber ich kenne vielleicht nicht die neuesten Hausmode-Trends. Ich würde wohl auch kaum so hohe Plateau-Pantoffel tragen, schon gar nicht zu Hause – aber erlebt habe ich so etwas tatsächlich schon.) Das Büchlein in der Hand des Babys ist ganz gewiss kein „heiliges Buch“; weil „ART“ auf seinem Rücken steht, deute ich es eher als stylisches Notiz- oder Tagebuch, wie es sie häufig in Museumsshops zu kaufen gibt. Die Mutter hat es ihrem Kind zum Spielen gegeben, während sie es vielleicht gerade von vollen Windeln befreit und gereinigt hat, und jetzt steht sie mit ihm – vielleicht am Weg vom Bad in die Küche – im Flur der Wohnung. – Trotz der Banalität dieser Szene und trotz des Fehlens von Gloriolen oder sonstigen religiösen Attributen, und selbst wenn dieses Bild jetzt nicht in einem Sakralraum hängen würde – unsere Sehgewohnheiten tun sich nicht allzu schwer, es als religiöses Motiv, näherhin als Marienbild zu identifizieren, und ich vermag nicht zu sagen: Liegt das an der Kopfpartie der Frau (die Gesichtszüge, wie wir sie aus frommen Frauenportraits des Spätmittelalters und der Renaissance kennen, zusammen mit der schleierartigen Kapuze)? Ist es der goldfarbene Hintergrund? Ist es die Komposition der beiden Figuren, die – man betrachte nur den liebevoll auf dem Kind ruhenden Blick der Frau! – ganz das kleine Kind ins Zentrum der Aufmerksamkeit hebt? Meine Betrachtung ordnet das Bild jedenfalls eindeutig in die Kategorie „Marienbild“ ein – trotz der häuslich-intimen Alltagsszene.

Mit dem Versuch, die großen Heroen unserer Geistesgeschichte in die Alltäglichkeit und durchschnittliche Normalität herunterzuholen, reiht sich Dorothee Golz jedenfalls ein in einen Traditionsstrang der Kunstgeschichte, dem es genau darum ging: Man denke etwa an die Nazarener-Bilder des Zimmermanns Josef in seiner Werkstatt zusammen mit seinem „Lehrling“ Jesus; man denke an die zumeist barocken Gemälde, auf denen Jesus und sein Cousin, der spätere Täufer Johannes, als miteinander spielende Kinder dargestellt sind, oder an das berühmte Bild von Max Ernst aus 1926 „Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind vor drei Zeugen“! Theologisch halte ich diese Tradition für ungemein wichtig, weil sie die für das Christentum so essentielle Botschaft von der Menschwerdung Gottes dort verankert, wo sie hingehört: dort, wo das Leben der Menschen sich abspielt – und das ist für den weitaus größten Teil unserer Lebenszeit nun einmal der Raum des Alltäglichen, Banalen und Kleinen.